

Zeitschrift:	Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera
Herausgeber:	Schweizerische Gesellschaft für Geschichte
Band:	62 (2012)
Heft:	2
Artikel:	Geschichtswissenschaften "in the making" : Skizze einer Praxisanalyse historischer Forschung
Autor:	Lengwiler, Martin
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-306527

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Geschichtswissenschaften *in the making:* *Skizze einer Praxisanalyse historischer Forschung*

Martin Lengwiler

Summary

This contribution sketches the analysis of historical research practices as a basis for a well-founded understanding of the quality criteria in academic work in history. The relations between historical sciences and archival sources are at its focal point – relations that are of paramount importance for the way historical sciences see themselves. The article examines how the status of the archive in historical research has changed and how this change is related to radical methodological and theoretical changes in historical sciences, but also to the institutional changes in archive studies. Three exemplary phases are analyzed: The period of early Historicism in the first half of the 19th century, the opening-up of historical sciences to social sciences at the beginning of the 20th century, and current historiographic innovations initiated by digitalization (digital history).

Dass sich die formalisierten Qualitätskriterien der naturwissenschaftlichen und medizinischen Forschung – etwa bibliometrische oder indikatorenbasierte Messverfahren – nicht einfach auf die Geisteswissenschaften übertragen lassen, gehört zu den Grundeinsichten der neueren Evaluationsforschung.¹ Wer die Qualität geisteswissenschaftlicher For-

1 Vgl. Ghislaine Filliatreau, «Bibliométrie et évaluation en sciences humaines et sociales: une brève introduction», in: *Revue d'Histoire Moderne et Contemporaine*, 55 (2008), S. 61–66; C. Dolan, *Feasibility Study: The Evaluation and Benchmarking of Humanities Research in Europe. Arts and Humanities Research Council, HERA* 2007 ([www.haranet.info](http://heranet.info), 12.02.12); Joshua Guetzkow, Michèle Lamont, Grégoire Mallard, «What is Originality in the Humanities and Social Sciences», in: *American Sociological Review*,

schung beurteilen möchte, muss vielmehr von spezifisch geisteswissenschaftlichen Bewertungsmassstäben ausgehen. Doch auf die Frage, wie die Standards geisteswissenschaftlicher Forschung zu definieren und zu messen sind, gibt es noch kaum Antworten. Wir wissen schlicht zu wenig darüber, was genau in den Geisteswissenschaften gute von schlechter Forschung trennt. Diese Frage steht deshalb im Mittelpunkt des folgenden Beitrags und soll am Beispiel der Geschichtswissenschaften diskutiert werden.

Die Aufgabe, Qualitätskriterien für geisteswissenschaftliche Forschung zu definieren, kennt keine einfache Lösung. Dies veranschaulicht exemplarisch die aktuelle Debatte in Deutschland um das sogenannte «Forschungsrating» des Wissenschaftsrates. Das Forschungsrating evaluiert im Rahmen eines Pilotprojekts verschiedene Fächer und deren Einrichtungen im nationalen Rahmen und verwendet dabei Bewertungskriterien, die der Wissenschaftsrat zusammen mit den Fachverbänden entwickelt hat. 2009 sollte zum ersten Mal eine geisteswissenschaftliche Disziplin evaluiert werden; die Wahl fiel auf die Geschichtswissenschaften. Zur Überraschung vieler Beteiligter lehnte es der *Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands* jedoch ab, am Forschungsrating teilzunehmen und dafür zusammen mit dem Wissenschaftsrat die Bewertungskriterien zu bestimmen. Hinter dieser skeptischen Haltung stand unter anderem der verbreitete Zweifel, ob ein Fach mit der methodischen und theoretischen Breite der Geschichtswissenschaften überhaupt über einheitliche Qualitätsstandards verfügen kann.²

Die erkenntnistheoretische Grundlage historischer Forschung ist in der Tat prekärer als in anderen Disziplinen. So sind die Geschichts-

69 (2004), S. 190–212; zu den Methoden der Forschungsevaluation in den Geisteswissenschaften vgl. John Bendix, *Good practices in research evaluation: a comparative review of evaluation practices for disciplines in the humanities*, Basel (in Vorbereitung); für einen Literaturüberblick: CEST, *Darstellung, Vergleich und Bewertung von Forschungsleistungen in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Bestandsaufnahme der Literatur und von Beispielen aus dem In- und Ausland*, Bern 2007; sowie: *Auswahlbibliografie zur Qualitätssicherung in (geistes-)wissenschaftlichen Zeitschriften, zusammengestellt im Auftrag der Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel, von Hans Bergemann, Berlin (Juni 2010)*, vgl. <http://www.hab.de/forschung/qualitaetssicherung/Bibliographie.pdf> (12.02.12).

2 Vgl. dazu den Beitrag von Werner Plumpe in diesem Heft; vgl. auch: Werner Plumpe: *Qualitätsmessung: Stellungnahme zum Rating des Wissenschaftsrates aus Sicht des Historikerverbandes*, in: H-Soz-u-Kult, 18.05.2009, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1101&type=diskussionen>; vgl. auch: Simone Lässig: *Qualitätsmessung: Stellungnahme des Verbandes der Historikerinnen und Historiker Deutschlands (VHD) zum Pilotprojekt des Wissenschaftsrates «Forschungsrating in den Geisteswissenschaften»*, in: H-Soz-u-Kult, 07.07.2009, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1172&type=diskussionen>. Das Fallbeispiel wird ausführlich dargestellt in: J. Bendix, *op. cit.*

wissenschaften häufig konfrontiert mit einer grossen zeitlichen Distanz zum untersuchten Gegenstand und mit zahlreichen, damit verbundenen Überlieferungslücken. Das Objekt historischer Forschung offenbart sich dem forschenden Subjekt oft in fragmentarischer Form. Vorwiegend deduktive Ansätze, wie sie etwa in den Sozialwissenschaften dominieren, haben es in den Geschichtswissenschaften schwer. Um den Unwägbarkeiten der Überlieferungsbildung gerecht zu werden, entwickeln Historikerinnen und Historiker ihre Fragestellung und ihr Analyseraster deshalb meist im Dialog mit dem Quellenmaterial. Die Geschichtswissenschaften pflegen mit anderen Worten einen oft induktiven Umgang mit ihrem empirischen Gegenstand und frönen einem situativen Methoden- und Theorienpluralismus.³

Angesichts dieser erkenntnistheoretischen Unsicherheiten lassen sich die Qualitätsstandards der historischen Forschung nicht abstrakt – quasi am grünen Tisch – definieren, sondern müssen sich im praktischen Forschungsalltag, in der Auseinandersetzung mit dem konkreten Gegenstand, erweisen. Dies heisst auch, dass die Frage der Qualitätskriterien geschichtswissenschaftlicher Forschung am besten in einer praxisorientierten Perspektive zu beantworten ist.⁴ In diesem Sinne könnte man beispielsweise den Ansatz der Laboratoriumsstudien der *science studies* nutzen, um im Rahmen eines sozialwissenschaftlichen Forschungsprojekts einen Blick in die geschichtswissenschaftliche Werkstatt zu werfen und daraus auf die geltenden disziplinären Arbeitsstandards zu schliessen.⁵ Allerdings gibt es dafür in der neueren Wissenschaftsforschung noch kaum Anknüpfungspunkte – ein Desiderat, das sich auch im Rahmen dieses Beitrags nicht beheben lässt.⁶

Ich möchte im Folgenden keine sozialwissenschaftliche, sondern eine historiografische Annäherung an die Praktiken historiografischer Forschung vorschlagen. Im Mittelpunkt steht das wechselseitige Verhältnis zwischen Geschichtswissenschaften und Archivquellen – ein Beziehungsfeld, das für das methodologische Selbstverständnis der Geschichtswissenschaften von erheblicher Bedeutung ist. Der Beitrag untersucht in skizzenhafter Form, wie sich der Status des Archivs be-

3 Vgl. Thomas Welskopp, «Erklären, begründen, theoretisch begreifen», in: Hans-Jürgen Goertz (Hg.), *Geschichte. Ein Grundkurs*, Reinbek 2007 (3. Auflage), S. 137–177, hier S. 141–145.

4 Vgl dazu den Beitrag von Kraus und Kohtz in diesem Heft.

5 Vgl. überblickend: David J. Hess, *Science Studies: An advanced introduction*, New York 1997.

6 Vgl. dazu: Heinrich Hartmann, Martin Lengwiler, «Was ist Qualität in der historischen Forschung? Anregungen zu einer fälligen Debatte», in: *traverse. Zeitschrift für Geschichte*, 2011/3, S. 149–159. Vgl. weiterführend auch in Anm. 1 zitierte Literatur.

ziehungsweise von Archivquellen in der historischen Forschung seit dem 19. Jahrhundert verändert hat und wie dieser Wandel mit den methodisch-theoretischen Umbrüchen der Geschichtswissenschaften, aber auch mit den institutionellen Veränderungen des Archivwesens zusammenhängt.

Worin besteht der Zusammenhang zwischen der historiografischen Bedeutung des Archivs und den Qualitätskriterien der Geschichtswissenschaften? Das Archiv steht hier für ein zentrales empirisches Untersuchungsfeld mit grundlegender Bedeutung fürs disziplinäre Selbstverständnis der Geschichtswissenschaften. Archivquellen besitzen seit dem Historismus einen epistemologisch privilegierten Status in den Geschichtswissenschaften. Der Umgang mit Archivquellen ist zudem eng verknüpft mit der Quellenkritik, einer Methode, die durch Droysens «Historik» spätestens seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert einen kanonischen Status in den Geschichtswissenschaften besitzt.⁷ Die Qualitätskriterien sind in der historischen Forschung mit anderen Worten eng verknüpft mit den methodischen Normen der Quellenkritik und diese wiederum mit staatlichen Archivquellen.

Im Folgenden werden drei exemplarische Phasen für das Verhältnis zwischen Geschichtswissenschaften und Archivwesen untersucht. Alle drei stehen für wegweisende Etappen in der Historiografiegeschichte: die Zeit des frühen Historismus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Öffnung der Geschichtswissenschaften gegenüber den Sozialwissenschaften zu Beginn des 20. Jahrhunderts sowie die von der Digitalisierung ausgehenden aktuellen historiografischen Innovationen, die bisweilen unter dem Begriff der *Digital history* zusammengefasst werden. Es versteht sich von selbst, dass diese Auswahl nur punktuelle und skizzenhafte Einblicke eröffnet und viele historiografische Strömungen mit innovativen Archivzugängen, wie etwa die Alltagsgeschichte und die Mikrohistorie der 1980er und 90er Jahre, ausgeblendet bleiben. Eine umfassendere Untersuchung würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen.⁸

7 Vgl. etwa: Mario Wimmer, «Die Lage der Historik», in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, 18/2 (2007), S. 106–125.

8 Zum Archivbegriff der Alltagsgeschichte, im Anschluss an Arlette Farges Archiverständnis: Alf Lüdtke, «Stofflichkeit, Macht-Lust und Reiz der Oberflächen. Zu den Perspektiven von Alltagsgeschichte», in: Winfried Schulze (Hg.), *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie: eine Diskussion*. Göttingen 1994, S. 65–80, hier S. 68–72; exemplarisch für mikrohistorische Ansätze, vgl. das Vorwort von Alain Corbin, *Le monde retrouvé de Louis-François Pinagot. Sur les traces d'un inconnu 1798–1876*, Paris 1998, S. 7–15 (dt. 1999).

Gefragt wird danach, welche Bedeutung Archivquellen für die jeweiligen historischen Forschungspraktiken hatten beziehungsweise wie sich der Status der Archivquellen in den Geschichtswissenschaften über den beleuchteten Zeitraum hinweg veränderte. Mit welchen Quellen- und Archivtypen haben sich die jeweiligen historischen Ansätze identifiziert? Welches institutionelle Verhältnis zwischen Geschichtswissenschaften und Archivwesen spiegelt sich in diesen Archivzugängen? Die Argumentation interessiert sich sowohl für die institutionelle wie für die noch wenig untersuchte praxeologische Ebene, die sich in den konkreten Verfahrensweisen, ungeschriebenen Gesetzen und impliziten Regeln der Forschung – insgesamt also mehr den methodischen als den theoretischen Dimensionen historischen Arbeitens – manifestiert.⁹ Dabei wird sich zeigen, dass die beiden Ebenen miteinander korrespondieren. Die Veränderungen im geschichtswissenschaftlichen Umgang mit Archivquellen spiegeln nicht nur die methodologische Binnenentwicklung des historischen Fachs, sondern auch die institutionellen Transformationen des Archivwesens.

Die folgenden Ausführungen sind zu einem wesentlichen Teil sekundäranalytisch gehalten und stützen sich unter anderem auf kulturgeschichtliche, wissenschaftshistorische und medienanalytische Vorarbeiten.¹⁰ In diesen Bereichen hat die Forschung in den letzten Jahren neue Wege beschritten und sich nicht zuletzt mit historiografischen Arbeitspraktiken und dem quellenanalytischen Umgang mit Archivakten beschäftigt. Von einem umfassenden praxeologischen Verständnis historischen Arbeitens ist die Forschung allerdings noch weit entfernt. Vor diesem Hintergrund kann dieser Beitrag nicht viel mehr bieten als eine empirisch vertiefte, thesenhaft zugesetzte Synthese des aktuellen Forschungsstandes.

Welche theoretischen Anschlusspunkte bietet also die neuere Forschung? Drei Bereiche sind erwähnenswert. Erstens wurde historisches Forschen seit den 1980er Jahren in *kulturhistorischer*, insbesondere *sprachanalytischer* Perspektive untersucht. Betont wurde dabei die

9 Vielleicht bringt es ein praxeologisches Verständnis der historischen Forschung zwangsläufig mit sich, Geschichte nicht mehr als primär theorie-, sondern als methodendeterminiert zu verstehen – ohne dass hier die beiden Zugänge (Theorien, Methoden) gegeneinander ausgespielt würden. Vgl. für ein solches Verständnis der Sozialwissenschaften: Howard Becker, *Tricks of the trade, Trade. How to Think about Your Research While You're Doing It*, Chicago 1998. Vgl. auch: Th. Welskopp, *op. cit.*, S. 137–177, hier S. 145–150.

10 In den Fallbeispielen knüpft der Beitrag teilweise an Überlegungen an, die ich in anderem Rahmen kürzlich entwickelt habe. Vgl. Martin Lengwiler, *Praxisbuch Geschichte. Einführung in die historischen Methoden*, Zürich 2011.

Narrativität historiografischer Darstellungsweisen, oft in Anlehnung an poetologische und begriffshistorische Vorarbeiten, etwa von Hayden Whyte oder Reinhart Koselleck.¹¹ So hat jüngst Philipp Müller auf die ideengeschichtliche Verschränkung zwischen den Anfängen der modernen Geschichtswissenschaften und der literarischen Ästhetik des 19. Jahrhunderts hingewiesen.¹² Auch die Bedeutung des Archivs als zentraler Arbeitskontext historischer Forschung wurde verschiedentlich kulturhistorisch beleuchtet – mitunter auch kritisch. In ihrem klassischen Essai über den «Geschmack des Archivs» («goût de l'archive») hat Arlette Farge die Ambivalenz der Archiverfahrung analysiert. Durch die sinnliche Präsenz der Quellen spiegeln Archive einerseits eine unmittelbare Nähe zur historischen Realität vor, zwingen die forschende Person aber gerade dadurch dazu, sich permanent vom empirischen Material zu distanzieren, um auf diese Weise ihr eigenes Narrativ zu entwickeln.¹³ Kritischer noch spricht Ludmilla Jordanova vom «Archivkult» («cult of the archive»), vom vielbeschworenen Pathos der Archivarbeit oder vom «Leiden am Archiv», durch das die Geschichtswissenschaften dem Archiv die Aura eines Tempels der historischen Erkenntnis und einer privilegierten Stätte historischer Wahrheit vermitteln und dafür andere, nicht-archivische Quellenbestände marginalisieren.¹⁴ In ähnlicher Weise hat auch Carolyn Steedman die Imaginations untersucht, die sich die modernen Geschichtswissenschaften seit dem 19. Jahrhundert vom Archiv als Schlüssel zum Verständnis der Vergangenheit gemacht haben.¹⁵ Auch über die Geschichtswissenschaften hinaus wirken Archive als Instrument des kollektiven Gedächtnisses einer Nation, darauf haben etwa Matthias Middell, Krysztof Pomian und andere hingewiesen.¹⁶

Zweitens wurde im letzten Jahrzehnt verschiedentlich gefordert, *sozialkonstruktivistische* Ansätze der Wissenschaftsforschung nicht

11 Exemplarisch: Michael Zimmermann, «Quelle als Metapher, Überlegungen zur Historisierung einer historiographischen Selbstverständlichkeit», in: *Historische Anthropologie*, 5 (1997), S. 268–287.

12 Philipp Müller, *Erkenntnis und Erzählung. Ästhetische Geschichtsdeutung in der Historiographie von Ranke, Burckhardt und Taine*, Köln 2008.

13 Arlette Farge, *Der Geschmack des Archivs*, Göttingen 2011 (frz. Original 1989).

14 Ludmilla Jordanova, *History in Practice*, London 2000, S. 161f.

15 Carolyn Steedman, *Dust: The Archive and Cultural History*, New Brunswick, N.J. 2002.

16 Krysztof Pomian, «Les Archives, Du Trésor des chartes au Caran», in: Pierre Nora (Hg.), *Les lieux de mémoire. III – Les France*, vol. 3.3. *De l'archive à l'emblème*, Paris 1992, S.163–233; zur Bedeutung öffentlicher Archive für transnationale Kulturtransfers: Matthias Midell, «Einleitung: Archiv und interkulturelles Gedächtnis», in: Michel Espagne, Katharina Middell, Matthias Middell (Hg.), *Archiv und Gedächtnis: Studien zur interkulturellen Überlieferung*, Leipzig 2000, S. 7–35; vgl. auch: Wolfgang Ernst, *Das Rumoren der Archive. Ordnung aus Unordnung*, Berlin 2002, S. 9.

nur für die Analyse der Sozialwissenschaften, sondern auch für jene geisteswissenschaftlicher Disziplinen wie der Geschichte zu nutzen.¹⁷ Michael Lynch hat für dieses Projekt den Anspruch formuliert, «(to) deconstruct large historical narratives into analyses of how lay and professional historians piece together such stories from fragmentary documents».¹⁸ In ähnlichem Sinne spricht Philipp Müller programmatisch davon, mit einer praxisorientierten Perspektive das implizite Wissen (*tacit knowledge*) der historischen Forschung zu rekonstruieren.¹⁹ Allerdings gehen diese Arbeiten nur selten über programmatische Positionsbezüge hinaus. Die vereinzelten substanziellen Beiträge stammen etwa von Lorraine Daston, die auf die Entwicklung wissenschaftlicher Lektürepraktiken verwiesen hat, oder von Müller, der in raumtheoretischer Perspektive die «sites of knowledge» geschichtswissenschaftlicher Forschung und Lehre im 19. Jahrhundert – von Universitäten, Seminaren bis zu Privathäusern – untersucht hat.²⁰

Drittens wurden die Arbeitspraktiken der Geschichtswissenschaften verschiedentlich aus *medienhistorischer* oder allgemein *medienwissenschaftlicher* Warte untersucht. Dieser Zugang knüpft teilweise an die genannten wissenschaftshistorisch-konstruktivistischen Ansätze an, kombiniert diese aber mit medientheoretischen sowie mit sprach- und diskursanalytischen Perspektiven. Empirisch wurden in dieser Tradition beispielsweise historiografisch relevante Aufschreibe- und Editionssysteme untersucht, konkret etwa die Notizführung bekannter Historiker, in der sich Strategien der Verschriftlichung empirischer Beobachtungen für Publikationen oder Lehrpräsentationen manifestiert, oder die Selektionsprinzipien geschichtswissenschaftlicher Quellen-

- 17 Zur sozialwissenschaftlichen Methodik Max Webers in seiner «Psychophysik der industriellen Arbeit»: Robert Michael Brain, «The Ontology of the Questionnaire: Max Weber on Measurement and Mass Investigation», in: *Studies in the History and Philosophy of Science*, 32/4 (2001), S. 647–684. Im ansonsten sozialkonstruktivistisch angelegten Band «The modern social sciences» der «Cambridge History of Sciences» bleibt der Beitrag zu den Geschichtswissenschaften eher traditionell gesellschaftsgeschichtlich orientiert; vgl. Johnson Kent Wright, «History and Historicism», in: Theodore Porter, Dorothy Ross (Hg.), *The Cambridge History of Science*, Bd. 7: *The Modern Social and Behavioral Sciences*, Cambridge 2003, S. 113–130.
- 18 «Historical narratives» beziehen sich bei Lynch allerdings auf subjektive Erinnerungen und biografische Narrative, wie sie sich etwa in Zeugenaussagen vor Gericht – Lynch hat insbesondere den Mordprozess gegen O.J. Simpson untersucht – manifestieren. Vgl. Michael Lynch, «Ethnomethodology and History: Documents and the Production of History», in: *Ethnographic Studies*, 2009, Heft 11, S. 87–106, hier S. 90.
- 19 Philipp Müller, «Geschichte machen, Überlegungen zu lokal-spezifischen Praktiken in der Geschichtswissenschaft und ihrer epistemischen Bedeutung im 19. Jahrhundert. Ein Literaturbericht», in: *Historische Anthropologie*, 12 (2004), S. 416–433, hier S. 419–425.
- 20 Lorraine Daston, «Taking Note(s)», in: *Isis*, 95 (2004), S. 443–448; Ph. Müller, «Geschichte machen», *op. cit.*, S. 415f., 418.

editionen.²¹ Aus medientheoretischer Perspektive wurde weiter die Bedeutung der Digitalisierung für das Archivwesen analysiert.²² Schliesslich hat sich die medienhistorische Forschung in den letzten Jahren intensiv mit der geschichtswissenschaftlichen und gesellschaftlichen Bedeutung des Archivwesens beschäftigt. Der Begriff des Archivs wurde dabei im Unterschied zum geschichtswissenschaftlichen Archivverständnis sehr viel breiter gefasst. Im historiografischen Sinne stand das Archiv für eine Einrichtung zur Aufbewahrung von Dokumenten, die ihren aktuellen, meist administrativen Informations- und Nutzwert verloren hatten, aus politischen, kulturellen oder historiografischen Gründen aber dauerhaft aufbewahrt wurden. Die medienhistorischen Arbeiten knüpfen meist bei einer sprach- und diskursanalytischen Archivbegrifflichkeit an. Angelehnt an Überlegungen von Foucault oder Derrida steht hier das Archiv nicht nur für die Gesamtheit eines gesellschaftlichen Gedächtnisses, sondern auch für dessen Existenzbedingungen, das heisst für die Gesamtheit an Regeln, die in einer Kultur Aussagen ermöglichen, bestimmte darunter als erinnerungswürdig und andere als vergessenswert kennzeichnen.²³ Unter diesem breiten Archivbegriff wurde in den letzten Jahren verschiedentlich versucht, das Archivwesen als eine zentrale Agentur der gesellschaftlichen Wissens- und Gedächtnisverwaltung zu beschreiben, so etwa in den Arbeiten von Wolfgang Ernst oder Mario Wimmer.²⁴

- 21 Henning Trüper, «Das Klein-Klein der Arbeit: Die Notizführung des Historikers François Louis Ganshof», in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 18/2 (2007), S. 82–104; ders., «Unordnungssysteme. Zur Praxis der Notizführung bei Johan Huizinga», in: *zeitenblicke. Online Journal für die Geschichtswissenschaften*, 10/1 (2011), URL: http://www.zeitenblicke.de/2011/1/Trueper/index_html (12.02.12); Daniela Säxer, «Archival objects in motion: historians' appropriation of sources in nineteenth-century Austria and Switzerland», in: *Archival Science*, 10 (2010), S. 315–331.
- 22 Vgl. etwa: Sven Spieker (Hg.), *Bürokratische Leidenschaften. Kultur- und Mediengeschichte im Archiv*, Berlin 2004.
- 23 Für die Theoretisierung des Archivs bei Foucault und Derrida, einschliesslich weiterer einschlägiger Texte zum medientheoretischen, sprach- und diskursanalytischen Archivbegriff, vgl. Knut Ebeling, Stephan Günzel (Hg.), *Archivologie. Theorien des Archivs in Wissenschaft, Medien und Künsten*, Berlin 2009; vgl. auch: Peter Haber, *Digital Past. Geschichtswissenschaft im digitalen Zeitalter*, München 2011, S. 56–58.
- 24 Wolfgang Ernst, *Im Namen von Geschichte, Sammeln – Speichern – Erzählen*, München 2003; Mario Wimmer, *Archivkörper. Eine Geschichte historischer Einbildungskraft*, Konstanz 2012; vgl. auch: Gregor Kanitz, Ulfert Tschirner, «Archiv/Brüche. Ein Review-Essay», in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 18/2 (2007), S. 145–158.

Der frühe Historismus als Spiegel einer veränderten Ökonomie des Archivwesens

Die Anfänge der wissenschaftlichen Historiografie im frühen 19. Jahrhundert lassen sich nicht einfach auf eine fachinterne methodologische Innovation – die textkritische Quellenanalyse – zurückführen, sondern spiegeln auch eine fundamentale Transformation der ökonomischen und politischen Grundlagen des Archivwesens. Zentrale Vorstellungen der jungen Geschichtswissenschaften von adäquater, qualitativ hochrangiger Forschung, wie etwa die Vorliebe des Historismus für staatliche Archivquellen und das damit verbundene Prinzip der Politikgeschichte, lassen sich nur durch die institutionellen Veränderungen des Archivwesens adäquat verstehen. Beispielhaft lässt sich dies an der Figur Leopold von Rakes illustrieren. Denn Rakes quellenanalytische Vorstellungen gründeten ja gerade darauf, dass er den historischen Akten staatlicher Archive einen höheren Authentizitätsgrad zumaß als etwa späteren historiografischen Berichten.²⁵

Ranke und die nachfolgenden Generationen von Historikern profitierten gleich von mehreren politisch-ökonomischen Umbrüchen im zeitgenössischen Archivwesen. Zunächst breitete sich in verschiedenen europäischen Ländern während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein blühender Handel mit Manuskripten, kostbaren Büchern und Archivalien aus.²⁶ Hintergrund waren die von Frankreich ausgehenden revolutionären Umbrüche sowie die Wirren der Koalitionskriege. Viele Archive und Bibliotheken wechselten in den Jahren vor und nach 1800 ihre Besitzer, sei es als Folge der Säkularisierungen kirchlicher Besitztümer, sei es aufgrund finanzieller Notlagen, in die viele Herrschaftsträger durch ihre ausufernden Militärausgaben gerieten. Zu den frühen Zentren dieses Marktes gehörten norditalienische Stadtstaaten wie Venedig, in dessen Buchhandlungen man problemlos geheime diplomatische Akten und Staatsabkommen kaufen konnte. Auf seinen Italienreisen erwarb Ranke in den 1820er und 30er Jahren wo immer möglich die *relazioni* venezianischer Gesandter – jene Gesandtschaftsberichte, die er bereits in der Königlichen Bibliothek in Berlin zu schätzen gelernt

25 Für die folgenden Ausführungen vgl. Anthony Grafton, *The Footnote. A curious history*, London 1997, S. 43–93; Kasper Risbjerg Eskildsen, «Leopold Ranke's Archival Turn: Location and Evidence in Modern Historiography», in: *Modern Intellectual History*, 5/3 (2008), S. 425–453; Ugo Tucci, «Ranke and the Venetian Document Market», in: Georg G. Iggers, James M. Powell (Hg.), *Leopold von Ranke and the Shaping of the Historical Discipline*, Syracuse (NY) 1990, S. 99–108; Gino Benzoni, «Ranke's Favorite Source: The Relazioni of the Venetian Ambassadors», in: ebd., S. 45–57.

26 Für folgende Ausführungen: vgl. U. Tucci, *op. cit.*

hatte und die zu den Hauptquellen seiner Forschung zählten. Über diesen kommerziellen Umweg komensierte Ranke nicht zuletzt den fehlenden Zugang zu geheimen Archiven wie etwa dem Vatikanischen Archiv. Seine 1824 erschienene «Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514» zeugt ebenso von diesem unkonventionellen Quellenzugang wie die in den 1830er Jahren erschienene Papstgeschichte.²⁷ Anzufügen bleibt, dass sich Ranke selber als innovativer darstellte als sein Ansatz eigentlich war. Für seinen methodischen Zugang konnte er von quellenkritischen Traditionen späthumanistischer Historiographen wie Johann Christoph Gatterer, August Ludwig von Schlözer, Friedrich August Wolf und insbesondere von Barthold Georg Niebuhr profitieren. Seine Leistung bestand insbesondere darin, dass er deren Ansatz radikalierte und im Rahmen seiner wenigen methodologischen Texte und seiner Lehre kanonisierte.²⁸

Die methodologischen Vorstellungen Rankes und der auf ihn folgenden Historikergenerationen waren auch geprägt vom Übergang von der Tradition der Geheimarchive zu einem offeneren, sich letztlich als öffentliche Einrichtung verstehenden Archivtypus. Dieser Wandel war ein Prozess, der sich übers gesamte 19. Jahrhundert hinwegzog. Das Fanal setzten die Jakobiner in der Zeit der Französischen Revolution. Um Missbräuche und Fälschungen von Urkunden zugunsten der monarchischen Herrschaft zu verhindern, schuf die Revolutionsregierung 1794 die *Archives nationales* und verfügte, dass jeder Bürger ein Einsichtsrecht in die aktuellen Verwaltungsakten erhielt, um damit die Regierungs- und Verwaltungstätigkeit einer demokratischen Kontrolle zu unterstellen. Die historischen Archivbestände blieben allerdings davon ausgeklammert. Zudem wurde das Einsichtsrecht in der Restauration wieder abgeschafft. Noch im *Second Empire* waren die französischen Behördenarchive nur formal öffentlich; ausufernde Archivreglemente verhinderten jedoch einen einfachen Zugang. Die Staatsarchive der Restaurationsmächte verstanden sich ohnehin bis Mitte des 19. Jahrhunderts noch als Geheimarchive.²⁹ Die Forderung nach freier Archiv-einsicht blieb aber lebendig und setzte sich in den meisten europäischen Staaten parallel zum Übergang der absolutistischen Monarchien zu republikanischen Staatswesen bis ins frühe 20. Jahrhundert schrittweise

27 G. Benzoni, *op. cit.*, S. 47–50.

28 A. Grafton, *op. cit.*, S. 43f., 56f., 79–82.

29 Jennifer S. Milligan, «The Problem of *Publicité* in the Archives of Second Empire France», in: Francis X. Blouin, William G. Rosenberg (Hg.), *Archives, Documentation, and Institutions of Social Memory: Essays from the Sawyer Seminar*, Ann Arbor 2006, S. 20–35, hier S. 23f.; Eskildsen, *op. cit.*, S. 442f.

durch, in Grossbritannien bereits in der ersten Jahrhunderthälfte, in Frankreich ab 1857 unter Léon de Laborde, dem damaligen Direktor des Nationalarchives.³⁰

Ranke's eigene Archivarbeiten fielen noch in die Frühzeit des Übergangs zu öffentlichen Archiven. Meist stand er vor verschlossenen Archivtüren, die sich nur über den Umweg hochrangiger Beziehungen sowie durch standhaftes Insistieren öffneten. Im preussischen Staatsarchiv oder im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv war ihm der gewünschte Zugang zu den diplomatischen Akten – wie Kasper Eskildsen präzise nachzuzeichnen vermachte – zunächst verwehrt. Nur indem sich Ranke über Jahre hinweg strategisch ein Netz von ministerialbürokratischen Kontakten knüpfte und damit das Vertrauen hochrangiger Beamter und Politiker gewann, erhielt er die nötige Patronage und über die persönlichen Interventionen und Empfehlungsschreiben seiner Gewährsleute den erhofften Archivzugang. In Wien verschaffte ihm 1827 Friedrich von Gentz, ein enger Vertrauter Metternichs, den Zutritt zum Archiv, hier gar gegen den Widerstand der Archivleitung. Dank seiner Wiener Patrons erhielt Ranke später auch Einsicht in das venezianische Staatsarchiv.³¹

Das politikhistorische Interesse des Historismus steht ebenfalls in Zusammenhang mit zeitgenössischen Veränderungen des Archiwesens, insbesondere dem Aufstieg staatlicher Archive. Mit dem Ende des Ancien Régime wurden zumindest in den von der Revolution erfassten Staaten die fürstlichen Geheimarchive aufgelöst und viele kirchliche Archivbestände säkularisiert. Im Gegenzug begannen die neuen National- und Staatsarchive, das Archivwesen zu dominieren. So entfalteten das französische Nationalarchiv oder das 1838 gegründete *Public Record Office* eine rege Sammlungstätigkeit, die sich vor allem auf fürstliche und kirchliche Archivbestände sowie auf Privatarchive konzentrierte.³² Auch die Entwicklung des Archivarsberufs trug zur Symbiose zwischen staatlichen Archiven und historischer Forschung bei. Denn der Übergang von den ständischen zu den modernen Staats-

30 Jennifer S. Milligan, «‘What is an Archive?’ in the History of Modern France», in: Antoinette Burton (Hg.), *Archive Stories: Facts, fictions, and the writing of history*, Burton 2005, S. 159–183, hier, S. 176f.; zur Geschichte der Geheimen Staatsarchivs Preußens, vgl. W. Ernst, *op. cit.*, S. 589–613; zum britischen *Public Record Office* vgl. Patrick Joyce, «The politics oft the liberal archive», in: *History of the Human Sciences*, 12/2 (1999), S. 35–49, hier S. 38f.

31 Eskildsen, *op. cit.*, S. 444–446.

32 Zu Frankreich: J. S. Milligan, «What is an Archive?», *op. cit.*, S. 176f.; zu Preussen-Deutschland: Peter Fritzsche: «Archive and Case of German Nation»; in: Antoinette Burton (Hg.), *Archive Stories: Facts, fictions, and the writing of history*, Burton 2005, S. 184–208, hier S. 184ff.

archiven markiert auch einen Bruch im professionellen Selbstverständnis der Archivkunde. Im traditionellen Modell dienten Archive rechtlich-administrativen Verwaltungsbedürfnissen, entsprechend waren primär Verwaltungsjuristen und Registratoren für die Herrschaftsarchive zuständig. Nach 1800 wurden Archivstellen zunehmend von geschichtswissenschaftlich geschulten Archivaren besetzt, weil nun das dokumentarisch-historische Anliegen in den Vordergrund rückte.³³ Als Folge entstand eine Wahlverwandtschaft zwischen Geschichtswissenschaften und Archivkunde, die sich nachhaltig auf das methodologische und theoretische Profil der historischen Forschung auswirkte und sich beispielsweise in den grossen historiografischen Editionsprojekten des 19. Jahrhunderts manifestierte.³⁴ Für die historiografische Bedeutung staatlicher Archivquellen spricht, dass sich selbst Historismus-kritische Historiker wie etwa Jacob Burckhardt durchaus intensiv mit archivalischen Quellen der Politikgeschichte auseinandersetzten (ohne ihnen jedoch einen privilegierten Status zuzugestehen) und entsprechende Editionsprojekte verfolgten.³⁵

Ende der Symbiose von Geschichtswissenschaften und national-staatlichem Archivwesen: das Beispiel der *Annales*-Schule

Der historistische methodologische Kanon wurde in der Zeit der Jahrhundertwende, als Folge des sozialwissenschaftlichen Aufbruchs der Geschichtswissenschaften, grundsätzlich revidiert. Der sozialwissenschaftliche Einfluss – ausgehend von Fächern wie der Soziologie, der Psychologie, der Nationalökonomie, daneben auch der Geografie – äusserte sich sowohl auf theoretischer wie auf methodologischer Ebene und führte letztlich auch zu einem neuen Verhältnis zwischen Geschichtswissenschaften und Archivwesen. Die Kritik am historistischen Erbe war ein internationales Phänomen. Im englischsprachigen Raum ging vor allem die amerikanische Geschichtsschreibung, insbesondere im Anschluss an Frederick Jackson Turners Kombination geografischer, soziologischer und historischer Zugänge, voran. Eine vergleichbare Rolle spielte im deutschsprachigen Raum die frühe Agrargeschichte, die

33 Für diese und die folgenden Ausführungen: Bodo Uhl, «Die Geschichte der Bewertungsdiskussion: Wann gab es neue Fragestellungen und warum?» In: Andrea Wettmann (Hg.), *Bilanz und Perspektiven archivischer Bewertung. Beiträge eines Archivwissenschaftlichen Kolloquiums*, Marburg 1994, S. 11–36.

34 Vgl. D. Säxer, *op. cit.*

35 Vgl. Peter Ganz, «Jacob Burckhardts *Kultur der Renaissance in Italien*. Handwerk und Methode», in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, 62 (1988), S. 24–59.

Kulturgeschichte im Umfeld Karl Lamprechts, teilweise auch die frühe Volksgeschichte.³⁶ Exemplarisch soll dieser Wandel im Folgenden am französischen Fallbeispiel, der ersten Generation der *Annales*-Schule, illustriert werden.

Lucien Febvre, Marc Bloch und ihre Mitstreiter entwickelten neben ihren theoretischen auch neue methodische Zugänge.³⁷ In Ablehnung der Ansätze des Historismus weiteten die *Annales*-Gründer den Blick auf die empirischen Quellen stark aus und erschlossen eine Reihe neuer Quellentypen und Archiveinrichtungen für die historische Forschung. Blochs und Febvres Kritik am Historismus war einerseits theoretisch begründet und zielte auf den fehlenden Gegenwartsbezug und die primär deskriptive und mangelhafte analytisch-theoretische Begründung des Forschungsanliegens. Zugleich störten sie sich am verengten Quellenbegriff des Historismus, der nicht über staatliche Dokumente und Archive und damit über ein politikhistorisches Verständnis der Geschichte hinausging.³⁸ Gerade Bloch versuchte in den 1920er und 30er Jahren verschiedentlich, sein Erkenntnisinteresse nicht von geläufigen Quellentypen, sondern von analytischen Fragestellungen abzuleiten. Dabei beschäftigten ihn nicht zuletzt Fragen, die quellenmäßig schlecht dokumentiert waren, etwa Bereiche des technologischen Wandels im Mittelalter oder das Verschwinden der spätömischen Sklaverei im Frühmittelalter.³⁹

Dieses problemorientierte Vorgehen rückte einerseits die Lücken der herkömmlichen Quellenüberlieferung und die Grenzen der staatlichen Archivlandschaft ins Bewusstsein, andererseits zwang es die

36 Zur Entwicklung der Volksgeschichte, vgl. etwa Willi Oberkrome, *Volksgeschichte: methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918–1945*, Göttingen 1993; in europäisch-vergleichender Perspektive: Manfred Hettling (Hg.), *Volksgeschichten im Europa der Zwischenkriegszeit*, Göttingen 2004.

37 Zu den theoretischen Ansätzen der *Annales*: Claudia Honegger (Hg.), *Schrift und Materie der Geschichte. Vorschläge zur systematischen Aneignung historischer Prozesse*, Frankfurt a.M. 1977; Matthias Middell, Steffen Sammler (Hg.), *Alles Gewordene hat Geschichte: Die Schule der Annales in ihren Texten, 1929–1992*, Leipzig 1994; Lutz Raphael, *Die Erben von Bloch und Febvre: Annales-Geschichtsschreibung und Nouvelle histoire in Frankreich, 1945–1980*, Stuttgart 1994.

38 Z.B. Marc Bloch, «‘Historismus’ oder Arbeit des Historikers?», in: ders., *Aus der Werkstatt des Historikers. Zur Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft*, Frankfurt a.M., 2000, S. 108–110, hier S. 109f.; vgl. auch: R. R. Davies, «Marc Bloch», in: Stuart Clark (Hg.), *The Annales School. Critical Assessments*, vol. IV. *Febvre, Bloch and Other Annales Historians*, London 1999, S. 91–109; Daniel Chirot, «The Social and Historical Landscape of Marc Bloch», in: Stuart Clark (Hg.), *The Annales School. Critical Assessments*, vol. IV. *Febvre, Bloch and Other Annales Historians*, London 1999, S. 177–199, hier u.a. S. 185.

39 Vgl. Davies, *op. cit.*, S. 96f.

Gründer der *Annales*-Schule, methodologisch unkonventionelle Wege zu beschreiten. Die wirtschaftshistorischen Fragestellungen, die Bloch und Febvre gerade in ihren frühen Schriften verfolgten, liessen sich mit den traditionellen Instrumenten kaum umsetzen. Ihre Vorstellung qualifizierter Forschung war mit anderen Worten einem problemorientierten Forschungsverständnis und den damit verbundenen pragmatischen Bedürfnissen nach neuen, aussagekräftigeren Quellen geschuldet. Auf diesem Weg gelangten Bloch und Febvre zu einem Forschungsbegriff, der auf einem breiteren, diversifizierten Quellenbegriff gründete.⁴⁰ Bloch stützte sich in seinen Arbeiten über die französische Agrargeschichte in den 1920er und 30er Jahren für die quellenärmeren Epochen vor dem 18. Jahrhundert unter anderem auf kartografisches Material (insbesondere Katasterpläne), archäologische Überreste oder Gerichtsakten.⁴¹ Weiter nutzte er für seine wirtschaftshistorischen Untersuchungen auch Quellen zu technischen Artefakten – etwa in seinen Studien zur wirtschaftshistorischen Bedeutung der mittelalterlichen Mühlen – oder historische Preis- und Teuerungsstatistiken.⁴² Naturräumliche und kartografische Quellen spielten auch bei Febvre eine zentrale Rolle, der sich dabei vor allem von der französischen Humangeografie (insbesondere von Vidal de la Blanche) und deren Einfluss auf Historiker wie Henri Berr inspirieren liess.⁴³ Dieser erweiterte Archivbegriff lässt sich auch jenseits der *Annales*-Schule, etwa im Werk François Louis Ganshof's oder im Umfeld der deutschsprachigen Volksgeschichte beobachten.⁴⁴

Hingegen büssten die staatlichen Archive in der Historiografie der *Annales*-Schule ihre bislang privilegierte erkenntnistheoretische Stellung ein. Diese Entfremdung zwischen Geschichtswissenschaften und

40 Allgemein: R. R. Davies, *op. cit.*, S. 91ff. Marc Bloch betonte in seinem Vorwort zum 1939 erschienenen ersten Band der «Feudalgesellschaft», dass er sich um eine konsequente Bewertung der historischen Empirie bemüht habe, ohne «zu verschweigen, welches auch immer die Ursprünge, die Lücken oder die Schwächen unserer Kenntnisse waren», vgl. Marc Bloch, *Die Feudalgesellschaft*, Frankfurt a.M. 1982, S. 16.

41 Marc Bloch, *Les caractères originaux de l'histoire rurale française*, Paris 1931, S. XI–XIV; Marc Bloch, «Les plans parcellaires en France», in: ders., *Mélanges Historiques*, vol. II, Paris 1963, S. 565–576, hier v.a. S. 565–568; ders., «Les plans cadastraux de l'Ancien Régime», in: ders., *Mélanges Historiques*, vol. II, Paris 1963, S. 577–592.

42 Marc Bloch, «Que demander à l'Histoire», in: ders., *Mélanges Historiques*, vol. I, Paris 1963, S. 3–15, hier S. 10f.; Marc Bloch, «Antritt und Siegeszug der Wassermühle», in: C. Honegger, *op. cit.*, S. 171–197.

43 Palmer A. Throop, *Lucien Febvre, 1878–1956*, in: Stuart Clark (Hg.), *The Annales School. Critical Assessments*, vol. IV. *Febvre, Bloch and Other Annales Historians*, London 1999, S. 11–25, hier S. 12–14; R. R. Davies, *op. cit.*, S. 97–99; D. Chirot, *op. cit.*, S. 186.

44 H. Trüper, *op. cit.*, S. 90; vgl. auch Willi Oberkrome, «Entwicklungen und Varianten der deutschen Volksgeschichte», in: M. Hettling, *op. cit.*, S. 65–95.

nationalstaatlicher Archivkunde ging nicht nur vom historischen Fach aus. Sie war auch die Folge einer Modernisierung der Archivkunde, die sich nach 1900 neu als akademische Archivwissenschaften zu konstituieren begann und dabei ein autonomes disziplinäres Selbstverständnis – losgelöst von den Geschichtswissenschaften – entwickelte. Noch im ausgehenden 19. Jahrhundert war die Archivlehre ein theoriefernes Fach, das primär von Historikern, ausgerüstet mit den methodisch-theoretischen Instrumenten der Geschichtswissenschaften, betrieben wurde.⁴⁵ Nach 1900 verschoben sich die archivischen Problemstellungen rasch, was auf Seiten der Archivkunde einen nachhaltigen Professionalisierungsschub einleitete, der sich bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinzog. So führte der Erste Weltkrieg in vielen Staaten zu einer sprunghaften Ausdehnung der Staatstätigkeit. Damit akzentuierte sich der Trend zur Aktenexpansion – eine Entwicklung, die sich mit der Ausbreitung früher Kopiertechniken schon im ausgehenden 19. Jahrhundert abgezeichnet hatte. In Deutschland oder Grossbritannien setzte deshalb während und nach dem Krieg in der Archivistik eine breite Diskussion um systematische Regeln der Aktenkassation ein – diese Debatte bildet rückblickend den Beginn der Akademisierung der Archivlehre.⁴⁶

Anfangs waren diese Regeln der Aktenkassation verschiedentlich noch inhaltlich-historisch orientiert, indem etwa die Bestände zur Dokumentation des Ersten Weltkriegs privilegiert aufbewahrt wurden.⁴⁷ Letztlich aber verlagerte sich die archivische Debatte in der Zwischenkriegszeit zunehmend auf formale, inhaltsblinde Kassationsgrundsätze. Dazu gehörte etwa die Bewertung der zu archivierenden Akten nach deren kontextabhängigem Informationswert oder nach der Originalität ihrer Informationen. Dieser Ansatz wandte sich explizit gegen die Einmischung der geschichtswissenschaftlichen Profession in die archivische Überlieferungsbildung – mit dem Argument, dass historische Bewertungen letztlich immer subjektiv und contingent blieben und nur eine rein funktionalistische Bewertungslehre den wissenschaftlichen Ansprüchen der Archivistik genügen könne.⁴⁸

Insgesamt emanzipierte sich die Archivistik in diesen Jahren von der Geschichtswissenschaft und begründete eine von der Historie unabhängige Verwaltungs- oder Informationswissenschaft mit einem eigenen

45 B. Uhl, *op. cit.*, S. 16–19.

46 Hilary Jenkinson, *A Manual of Archive Administration, including the problems of war archives and archive making*, Oxford 1922, S. 115–119.

47 B. Uhl, *op. cit.*, S. 22f.

48 B. Uhl, *op. cit.*, S. 19f., 23–26, 28–31.

methodisch-theoretischen Profil. Diese Entwicklung verstärkte ihrerseits die erwähnte methodologische Neuorientierung der Geschichtswissenschaften. Das Ende der privilegierten Partnerschaft zwischen historischer Forschung und staatlichem Archivwesen trug dazu bei, die empirischen Spielräume der Forschung zu erweitern und die Bedeutung behördlicher Archivquellen und der damit verbundenen politikhistorischen Perspektive gegenüber den neuen sozial- und wirtschaftshistorischen Ansätzen und entsprechenden Quellenbeständen weiter zu verringern.

Veränderungen des historiografischen Archivbegriffs im Kontext der Digitalisierung

Die Diskussion über die Auswirkungen der Digitalisierung (verstanden als breiter Prozess der Ausbreitung digitaler Medien und Technologien) auf die Geschichtswissenschaften ist noch jung und betrifft einen laufenden, dynamisch sich verändernden Prozess mit vielen Unwägbarkeiten. Ob Computer und Internet das Fach nun fundamental oder nur graduell transformieren, ist im Moment kaum abschliessend zu beurteilen.⁴⁹ Sicher scheint, dass wir in einem Übergang zwischen zwei Welten stehen. Die Arbeitsweise der Geschichtswissenschaften hat sich in vielen Bereichen stark verändert, ohne dass allerdings traditionelle Praktiken völlig ausser Mode gekommen sind. Die vielbeschworene *Digital History* bietet höchstens Ergänzungen und Alternativen zu den herkömmlichen historiografischen Arbeitspraktiken, hat diese aber noch lange nicht ersetzt.⁵⁰ So sind neue kollaborative Formen des Forschens und Schreibens zu den traditionellen individualistischen Forschungsstilen hinzugekommen. Digitale Formate bieten weiter neue Publikationsmöglichkeiten, ohne dass die traditionellen Kanäle ihre Bedeutung verloren hätten. Zu den bestehenden Formen der Qualitätsicherung sind schliesslich neue, digital geprägte Ansätze wie das *Open peer review* hinzugekommen.⁵¹

Trotzdem spricht vieles dafür, dass auch der historiografische Umgang mit Quellen und Archiven als Folge der Digitalisierung einen tiefgreifenden Wandel erlebt und letztlich eine neue Konstellation im Verhältnis zwischen Geschichtswissenschaften und Archivwesen ent-

49 Vgl. als reflektierten Überblick: Peter Haber, *Digital Past. Geschichtswissenschaft im digitalen Zeitalter*, München 2011.

50 Daniel J. Cohen, Roy Rosenzweig (Hg.), *Digital History. A Guide to Gathering, Preserving, and Presenting the Past on the Web*, Philadelphia 2006.

51 Haber, *op. cit.*, S. 123–149.

stehen lässt. Die digitalen Formen der Archivierung und Dokumentierung verändern nicht nur den Zugang zum historischen Quellenmaterial, sondern damit verbunden auch zentrale Bereiche der historischen Methodologie.

Dieser Prozess lässt sich zunächst am Instrument der Quellenkritik illustrieren. Dass sich mit der Digitalisierung traditioneller Quellen und den vielfältigen neuen Quellen digitaler Medien wie des Internets auch die Frage der Quellenkritik – allgemein die Frage der Forschungsqualität – neu stellt, liegt auf der Hand. Die Techniken einer erneuerten «Quellenkritik des Digitalen» sind allerdings erst in Umrissen sichtbar.⁵² Zunächst sollte diese die Medialität der digitalen Quellen angemessen reflektieren. Das Internet bietet eine Reihe neuer Narrationsformen – vom Facebook-Eintrag bis zum Blog – deren Status als historische Quelle noch weitgehend unklar ist. Auch bereitet die permanente und schwer rekonstruierbare Aktualisierung des Internets besondere quellenkritische Probleme. So ist es in der Regel kaum möglich, die Entstehung und Überlieferung von Internetdokumenten präzise zu verfolgen.⁵³ Weiter muss sich eine digital reflektierte Quellenkritik mit der Authentizität und Relevanz von Internetdokumenten auseinandersetzen. Die Autorschaft von Internetquellen ist häufig diffus, ebenso deren Datierung oder Lokalisierung. Und wer sich für die Quellenbeschaffung auf Internet-Suchmaschinen verlässt, muss die damit verwendeten Suchalgorithmen und Selektionsfilter reflektieren. Das maschinelle und häufig statistisch begründete *Ranking* von Webseiten lässt sich nicht mit einer inhaltlichen Bewertung gleichsetzen.⁵⁴

Darüber hinaus hat sich auch der Umgang mit Archivquellen im Zuge der Digitalisierung verändert. Zunächst hat sich die Topologie der Archivakten fundamental gewandelt. Insgesamt gilt, dass der Zugang zu Archivquellen mit den digitalisierten Archivrepertorien deutlich vereinfacht wird. Auch Archivdokumente sind in zunehmendem Masse in digitalisierter Form übers Internet greifbar. Zwar ist der Anteil digitaler Archivalien im Moment gegenüber herkömmlichen, nur über einen Archivbesuch zugänglichen Dokumenten verschwindend klein. Dies dürfte sich aber spätestens dann ändern, wenn jene Archivdoku-

52 Vgl. dazu: P. Haber, *op. cit.*, S. 104–112; Simon B. Margulies, *Digitale Daten als Quelle der Geschichtswissenschaft. Eine Einführung*, Hamburg 2009; Eva Pflanzelter, «Von der Quellenkritik zum kritischen Umgang mit digitalen Ressourcen», in: Martin Gasteiner, Peter Haber (Hg.), *Digitale Arbeitstechniken für Geistes- und Kulturwissenschaften*, Wien 2010, S. 39–50

53 P. Haber, *op. cit.*, S. 106–109; E. Pflanzelter, *op. cit.*, S. 44–49; S. B. Margulies, *op. cit.*, S. 314–318, 401–408.

54 P. Haber, *op. cit.*, S. 109–112; E. Pflanzelter, *op. cit.*, S. 44–49.

mente aus der Sperrfrist entlassen werden, die bereits in digitaler Form entstanden sind und als solche auch archiviert wurden. Als Folge dieser Entwicklung wird der staubige «goût de l’archive», den Arlette Farge noch beschwören konnte, zunehmend verschwinden und der translokalen Struktur des Internets weichen. Der forschungspraktische Konnex von Archivakten und Lagerungsort wird – wenn die Digitalisierung fortgeschritten ist – mehr und mehr verschwinden. Eine weitere, indirekte Folge der Digitalisierung ist, dass mit der Zunahme der Aktenbestände auch der Selektionsdruck und die Klassifikationsbedürfnisse im Rahmen der Archivierung zunehmen.⁵⁵ Die grossen Behördenarchive bewahren heute schon nur rund 5 Prozent der ihnen übergebenen Dokumente auf.⁵⁶ Vor diesem Hintergrund hat die archivwissenschaftliche Diskussion über die Selektionsmechanismen – die sogenannte «Überlieferungsbildung» – in den letzten Jahren neue Wege beschritten, mit Folgen auch für die Geschichtswissenschaften. Stichworte für die neuen Selektionsansätze sind etwa die «Makroüberlieferungsbildung» (*macroappraisal*) oder die «Überlieferungsbildung im Verbund». Sie sehen vor, dass staatliche Archive die Aufbewahrungs-kriterien nicht mehr isoliert, sondern in Koordination mit anderen Partnern, darunter Privatarchiven, aber auch Historikerinnen und Historikern als primäre Nutzergruppe, festzulegen.⁵⁷ Damit bewegen sich Geschichts- und Archivwissenschaften in ihren disziplinären Anliegen wieder aufeinander zu. Letztlich sind diese Entwicklungen auch ein Zeichen dafür, dass die Digitalisierung auch die Geschichtswissenschaften zwingt, die Selektions- und Klassifikationsmechanismen der Quellengenese und -beschaffung verstärkt zu reflektieren.

Fazit

Ausgangspunkt meiner Überlegungen war die These, dass sich die Qualitätsstandards der Geschichtswissenschaften, unter anderem wegen ihres unsicheren erkenntnistheoretischen Status, nur durch eine praxisorientierte Analyse des Forschungsalltags – quasi der Geschichts-

55 P. Haber, *op. cit.*, S. 59–61, 64f.

56 Exemplarisch: Martina Wiech, «Strategische Herausforderungen an das Landesarchiv Nordrhein-Westfalen auf dem Gebiet der Überlieferungsbildung – Probleme und Lösungsansätze», in: Frank M. Bischoff (Hg.), *Neue Perspektiven archivischer Bewertung*, Marburg 2005, S. 71–79.

57 Vorreiter dieser Debatte war das Kanadische Nationalarchiv; vgl. Terry Cook, «Remembering the Future. Appraisal of Records and the Role of Archives in Constructing Social Memory», in: F. X. Blouin, W. G. Rosenberg, *op. cit.*, S. 169–181, hier: 174f.; zum deutschen Kontext: M. Wiech, *op. cit.*, S. 71ff.

wissenschaften *in the making* – erschliessen lassen. Diesem umfassenden Anliegen war der Beitrag verpflichtet, auch wenn er nur skizzenhaft einige punktuelle Forschungsperspektiven entwickeln konnte. Der Fokus richtete sich vornehmlich auf den historiografischen Umgang mit Archiven und Archivakten und damit auf einen exemplarischen Teilbereich historischer Forschung. Der Artikel hat zu zeigen versucht, dass der methodologische Zugang zum Archiv nicht nur in internalistischer Perspektive, in abstrakten, binnendifziplinären Methodendebatten, definiert wird. Er konstituiert sich vielmehr in einem breiteren Kontext, der auch nicht-akademische oder nicht-disziplinäre Faktoren umfasst. Dazu gehören im behandelten Fallbeispiel etwa die wechselhafte Ökonomie des Archivwesens, das sich autonomisierende Selbstverständnis der Archivprofession oder die medienhistorischen Transformationen von Archivbeständen. Auch die Qualitätsbegriffe historischer Forschung sind in diesem breiten Kontext zu situieren.

Diese Ausführungen beziehen sich natürlich nur auf einen beschränkten Ausschnitt geschichtswissenschaftlicher Forschungspraxis. Weitere Felder historiografischer Aktivitäten wären in ähnlicher Weise zu untersuchen, um zu einem umfassenden Verständnis der fachspezifischen Standards qualitativ hochstehender Forschung zu gelangen. Wie kommen Historikerinnen und Historiker beispielsweise auf einen bestimmten Forschungsgegenstand? Wie wählen sie ihren methodisch-theoretischen Ansatz aus? Wie werden Forschungsresultate publiziert, wie mittels Rezensionen und Zitationen rezipiert und weiterverbreitet? Unter welchen Bedingungen kommt es zu methodischen oder theoretischen Neuorientierungen des Fachs? Auch hier wären Faktoren zu berücksichtigen, die nicht im engeren Sinne zum methodisch-theoretischen Instrumentarium der Disziplin gezählt werden: von der Ökonomie des wissenschaftlichen Zeitschriften- und Verlagswesen über die Politik zentraler Forschungsförderungseinrichtungen bis zu den Klientelbeziehungen innerhalb akademischer Netzwerke.